80 Millionen Meinungen

Die COVID-19-Pandemie aus Sicht einer Virologin

| SANDRA CIESEK | **Die Wissenschaftskommunikation hat durch Corona eine neue gesellschaftspolitische Dimension erhalten. Trotz aller damit verbundenen Erschwernisse: Darin liegt eine Chance.**

Es ist das zweite Jahr der Pandemie und eines ist offensichtlich: Fast alle Bürgerinnen und Bürger haben sich eine Meinung gebildet: Wer über Corona spricht, hat es mit 80 Millionen Virologen zu tun. Für die nüchterne Stimme der Wissenschaft ist es schwer, ihren Platz in dieser emotional geladenen Gemengelage zu definieren. Forscher und Forscherinnen, Ärztinnen und Ärzte werden – teilweise massiv – bedroht, sobald sie sich öffentlich äußern. Hinzu kommen zahlreiche Gerüchte und Fake News, die den Forschenden den Arbeitsalltag erschweren, denn sie müssen hieb- und stichfest widerlegt werden. Das dauert zigmal länger, kostet mehr Kraft und dringt viel schwerer durch, als Fehlinformationen in die Welt zu setzen und über gut organisierte Ketten zu verbreiten.

Wie lässt sich damit umgehen? Was trägt die Wissenschaft zur öffentlichen Debatte bei? Und wie schaffen es Ärztinnen und Ärzte in dieser Situation, ihren Aufgaben in der Forschung und Patientenversorgung gerecht zu werden? Ein Mittel ist die stetige Analyse: Jede Corona-Welle hat ihre eigenen Charakteristika. Daran muss sich der medizinische Betrieb immer wieder anpassen. Die aktuelle 4. Welle gilt landläufig als „Pandemie der Ungeimpften“. Sie ist zudem geprägt von einem zunehmenden Personalmangel in den Kliniken.

Interesse, Ängste und Shitstorms

Viele Menschen in Deutschland scheinen überfordert zu sein und haben Ängste und Sorgen. Das sollten wir als Vertreter der Medizin und Wissenschaft ernstnehmen und berücksichtigen. Eine solide Wissenschaftskommunikation bietet hier die Chance, eine Diskussion anzuregen, die bisher viel zu kurz gekommen ist: Was halten wir in unserem Gesundheitssystem für ethisch akzeptabel im Umgang mit Patientinnen und Patienten? Und wie viel ist uns Gesundheit wert – auch im Hinblick auf die Finanzierung der Versorgung und Forschung? Ich persönlich habe in der Pandemie erfahren, dass das Interesse der Menschen an sachlichen Informationen zu Medizin und Wissenschaft in der Gesellschaft gestiegen ist. Viele Menschen möchten die Zusammenhänge und Details genau verstehen.

Ich kenne aber auch die andere Seite: die Shitstorms, die jene aushalten müssen, die sich öffentlich äußern. Wir müssen darüber diskutieren, wie man Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in dieser Lage unterstützen kann. Universitätskliniken machen in Deutschland nicht einmal zwei Prozent der Krankenhäuser aus. Sie stehen aber während der Pandemie im Fokus. Um Beistand sind darum alle Beteiligten gefragt, etwa die Ärzteverbände und Ärztekammern oder auch der Deutsche Hochschulverband (DHV). Drohungen gegen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind kein deutsches Phänomen. Das hat eine Umfrage der Fachzeitschrift Nature in diesem Oktober gezeigt. Demnach haben 15 Prozent der 321 Teilnehmenden Todesdrohungen erhalten.

Insgesamt macht die Pandemie deutlich: Ein Krankenhaus ist kein Wirtschaftsbetrieb. Es braucht ange-

Foto: mauritius-images

AUTORIN

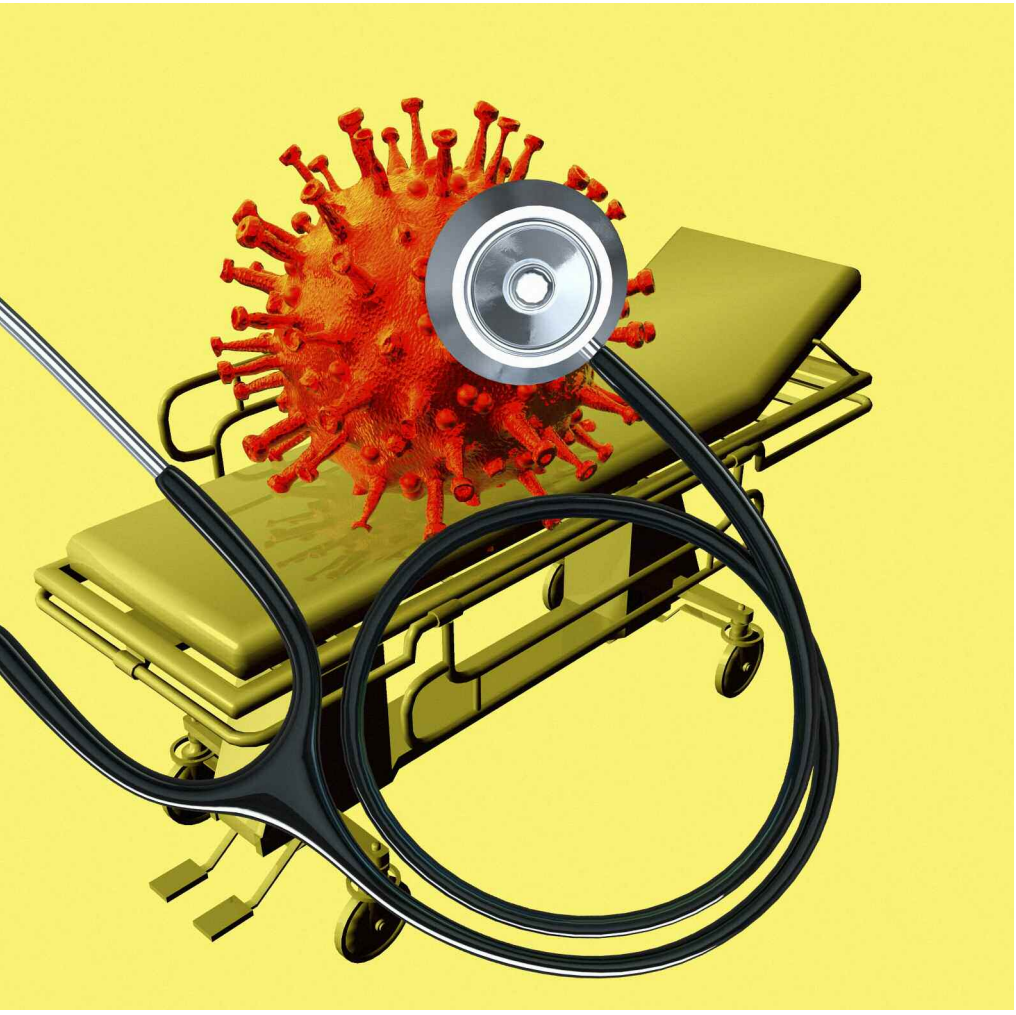
Ellen Lewis / © Univ.klin. Frankfurt

Sandra Ciesek ist Professorin für Medizinische Virologie, Direktorin des Instituts für Medizinische Virologie am Universitätsklinikum Frankfurt und Hochschullehrerin des Jahres 2021.

messene Bedingungen, damit die Menschen, die dort arbeiten, ihre Aufgaben erfüllen können. Ein Blick auf den bisherigen Verlauf der Pandemie belegt, dass Medizin, Forschung und Wissenschaftskommunikation von Anfang an in einem wechselseitigen Einfluss mit politischen Entscheidungen, medialer Aufarbeitung der Krise und öffentlicher Wahrnehmung standen.

Anfang der Pandemie

Wie alle anderen auch, haben wir am Institut für Medizinische Virologie am Universitätsklinikum Frankfurt den Anfang der Pandemie eher als Randnotiz wahrgenommen – durch eine kleine Meldung vom 31. Dezember 2019 über eine „mysteriöse Lungenkrankheit“ in der chinesischen Stadt Wuhan. Mit Erstaunen haben wir beobachtet, wie es in China möglich war, innerhalb von zwei Wochen zwei neue Krankenhäuser zu bauen. Derweil bereiteten wir uns am Universitätsklinikum auf eigene Initiative hin vor. Unter anderem schufen wir die Möglichkeit für PCR-Tests vor Ort, arbeiteten eng mit dem Gesundheitsamt zusammen, und die Klinikleitung bildete eine tägliche Task Force.



Der 1. Februar 2020 war dann für unsere Arbeitsgruppe entscheidend: SARS-CoV-2 „landet“ in Frankfurt am Main. Zwei China-Rückkehrer hatten es mitgebracht. Wir haben uns spontan entschlossen, direkt am Flughafen Proben zu nehmen. Dadurch gewannen wir wichtige Erkenntnisse über die neue Erkrankung, die den weltweiten Umgang mit der Infektion beeinflusst haben. Unter anderem haben wir herausgefunden, dass auch symptomfreie Menschen das Virus übertragen können. Folglich ist ein symptombasiertes Screening ineffektiv. Und: Ein Rachenabstrich ist bei fehlender oder milder Symptomatik der Diagnostik aus Sputum-Proben überlegen. Diese wichtigen Ergebnisse wurden im New England Journal of Medicine veröffentlicht.

> »Ein Ende des Aufklärungsbedarfs über Forschung und Wissenschaft ist seither nicht in Sicht.«

Sofort lösten die Forschungsergebnisse der Virologie am Universitätsklinikum Frankfurt ein internationales Interesse aus – auch unter Publikumsmedien wie der New York Times. Etwa zeitgleich startete der NDR-Corona-Podcast mit Christian Drosten, dem Leiter der Virologie in der Berliner Charité. Die Virologie wurde ein stark beachtetes Fach.

Natürlich standen wir auch vor den Herausforderungen des gesamten Versorgungssystems: Wie gewährleistet man die Sicherheit von Patienten und Mitarbeitern? Wie kommt man an Schutzausrüstung und Arbeitsmaterial? Zeitgleich haben wir wissenschaftlich gearbeitet und konnten als Virologie mehrfach relevante Beiträge leisten, darunter das „Frankfurt adjusted COVID-19 testing“ (FACT) zur gepoolten Analyse von PCR-Proben. Wir Virologinnen und Virologen bearbeiten auch immer wieder Fragestellungen, die politisch und gesellschaftlich dringlich sind: so etwa bei der „SAFE KiDS“ Studie im Juni 2020 in Hessen oder später bei der Studie „SAFE School Hessen“. Letztere legte einen wesentlichen Grundstein für die Testung in Schulen und von Privatpersonen.

Wissenschaftskommunikation

Relevante wissenschaftliche Arbeit bringt ein Mehr an Öffentlichkeitsarbeit – für mich zum Beispiel die Mitarbeit am NDR-Corona-Podcast ab September 2020. Ein Ende des Aufklärungsbedarfs über Forschung und Wissenschaft ist seither nicht in Sicht. Eine wissenschaftliche Prognose hat sich bereits bewahrheitet: Herbst und Winter 2021 werden insbesondere für die Universitätsklinika hart. Die Diskussion über Booster-Impfungen ist ebenfalls angelaufen und vor uns liegen weitere Themen, darunter die Gefahr durch Immune-Escape-Varianten des Virus.

Auch langfristig wird die Wissenschaftskommunikation wichtig bleiben, denn viele Konsequenzen der Pandemie für die Gesellschaft, aber auch die Medizin sind derzeit kaum abschätzbar. Richtig gestaltet, kann sie wahrscheinlich viel Positives bewirken. Wie gut das gelingt, hängt aber auch von der Zusammenarbeit und Unterstützung ab, die den Forschenden zuteil wird.